



Fünftes Kapitel.

Mit herkulischer Kraft vertilge die Häupter der Hydra,
Und mit des Feuers Gewalt tödte das Schlangengewächs!
Gerne hätt' ich's gethan, doch wachsen sie immer aufs Neue,
Aber ich zeugt' ein Geschlecht, welches vollendet den Kampf.

Man pflegt diejenigen als glücklich zu preisen, denen die gütigen Götter bei der Geburt die Laufbahn klar vorgezeichnet, worauf sie ihre Kräfte zu entwickeln, zu messen haben. Da ist kein Schwanken weder für sie selbst, noch für ihre Erzieher, vielmehr erscheint ihr Loos eine göttliche Mission, unwiderstehlich alle Hindernisse und Schranken durchbrechend. Die Genies sind in ihrem Berufe die geborenen Führer und Leiter

ihrer Umgebungen und bereiten deren Zukunft, entweder zum Heile oder zum Verderben. Ist ihr Streben ächt, so erheben sie mächtig die von ihnen gewählte Geistesrichtung; suchen sie jedoch nur sich selbst, so vernichten sie oft sogar noch das schon vorhandene Gute. Es ist ihnen viel gegeben und daher wird viel von ihnen gefordert werden. Ihre eigene Zeit vermag selten ein gerechtes Urtheil über sie zu fällen, späteren Geschlechtern jedoch bleibt das Endurtheil vorbehalten. Aber keinem Sterblichen ist bei seiner Geburt ein Geschenk ohne Gefahr verliehen. Das scheinbar Beneidenswertheste, das Genie, ist vielleicht das Gefährlichste, denn nicht selten scheitert es an der Klippe des Stolzes. Im Vollbewußtsein der Kraft bildete Prometheus Gestalten und hauchte ihnen durch das den Göttern entwendete Feuer das Leben ein. Er dünkte sich ihnen gleich, sie aber schmiedeten ihn an den Felsen, der Geier nagte täglich an seiner Leber und ließ ihn schmerzlich empfinden, daß er nur ein Mensch sei. Die Töchter des Nereus klagten und weinten zu seinen Füßen, sie liebten ihn, konnten ihm aber nicht helfen, denn sein unbändiger Stolz hatte den Zorn des höchsten Gottes erregt. Sinnreiche Mythe, die eine ewige Wahrheit in sich schließt! Und doch zeigt uns die Geschichte, wie die göttliche Vorsehung, in richtiger Würdigung menschlicher Schwachheit, einem großen Genius gleiche oder ähnliche Geister an die Seite stellt. Unmittelbar auf Aeschylus folgte Sophokles; neben Virgil stand Horaz; fast zu gleicher Zeit blühten Dante, Petrarca und Boccaccio; Michel Angelo und Rafael waren Nebenbuhler; Mozart und Gluck machten sich den Vorrang streitig. Wo ein Geistesfach im Aufschwung begriffen ist, zeigen sich gleichzeitige Koryphäen. Neben Goethe steht ein Schiller in der Dichtung; neben Cornelius ein

Overbeck in der bildenden Kunst. Unverkennbar scheint der Zweck dieser providentiellen Fügung, welche einerseits die Emporstrebenden vor Erschlaffung bewahrt und andererseits die leicht mögliche Selbstvergötterung verhindert. Wer in der Nähe solcher Geister lebt, wer die Bedingungen ihrer Entwicklung aus eigener Anschauung kennt, wird, wenn auch als Zeitgenosse, ihre großen Eigenschaften wie ihre Mängel, insofern keine Leidenschaft seinen Blick trübt, doch am richtigsten zu würdigen wissen. Dies waren die Gedanken unseres invaliden Malers, als er im Begriffe stand, die biographische Skizze eines der berühmtesten Künstler seiner Zeit zu diktiren.

Peter Cornelius erblickte das Licht der Welt zu Düsseldorf im Jahre 1783 (27. September), woselbst sein Vater an der dortigen Kunstakademie die Stelle eines Inspektors bekleidete. Zu jener Zeit befand sich dort noch die berühmte Bildergalerie, welche später mit sehr zweifelhafter Berechtigung nach München übergesiedelt wurde. Sowohl diese, als auch die reiche Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen, deren Ansicht dem Knaben jederzeit zu Gebote stand, entzündeten nicht allein den Funken seines künstlerischen Genius, sondern sein angeborenes richtiges Gefühl ließ ihn auch bald die falsche Kunst-richtung seiner Zeit und seiner eigenen Lehrer erkennen. So unzweifelhaft auch die Ordnung in der Welt auf der Tugend des Gehorsams beruht, so giebt es doch Zeiten des Verfalles, in welchen ein jugendliches Genie berechtigt erscheint, Richtung und Methode seiner eigenen Lehrer zu bekämpfen. Anfangs hat es den Anschein einer Rebellion, bald aber müssen die Klügern und Bessern zugeben, daß nur auf diesem Wege dem oft unbewußten Schlendrian ein Ende zu machen war. Es ist beachtenswerth, daß auf sehr verschiedenen Punkten Deutsch-

lands zu gleicher Zeit, mehrere Kunstjünger sich in entschiedener Opposition mit ihren Lehrern befanden, sowie Cornelius.

Er verlor früh seinen Vater und wurde dadurch genöthigt, durch Arbeiten, die seinem Fortschreiten keineswegs günstig waren, seine Mutter und Geschwister zu unterstützen. Ueberdies erzählt man, daß er von dem einflußreichsten Lehrer der Akademie aus künstlerischem Neid eher verfolgt als unterstützt wurde. So traten nun von allen Seiten hemmende und ungünstige Umstände ein; der gänzliche Mangel einer guten Schule, der Kampf mit den eigenen Vorgesetzten, der nothwendige Broderwerb würden einen Minderbegabten ohne Zweifel gelähmt haben. Sein feuriger Geist aber brach sich Bahn und kaum den Jünglingsjahren entwachsen, setzte er Deutschland durch den Cyclus seiner Compositionen aus Goethes Faust in Erstaunen. — Hier offenbarte sich der ganze Reichthum seiner dichterischen Phantasie; Niemand zweifelte mehr an seinem Künstlerberufe, und nur die, welche wissen, wie weit der Weg von einer Handzeichnung zu einem vollendeten Bilde mit lebensgroßen Figuren ist, vermochten zu erkennen, wie viel ihm zur Meisterschaft etwa noch fehlen würde.

Die Mängel in seinen spätern großen Werken sind daher lediglich den widerwärtigen Umständen seiner Jugend zuzuschreiben. Es fehlte ihm die geistige und materielle Unterstützung, und es gehört sein bewunderungswürdiges Genie dazu, welches ihn bei so mangelhaften Kenntnissen in der Casa Bartholdi zu Rom die beiden großen Frescobilder aus dem Leben Josephs schaffen ließ, von denen das eine: „Joseph, der sich seinen Brüdern zu erkennen giebt,“ zu seinen gelungensten Werken gezählt werden muß.

Mehrere seiner Biographen stellen sein Wirken so dar, als

ob er allein zu jener Zeit eine bessere Richtung in der Kunst hervorgerufen und seine Studiengenossen ihm nur gefolgt seien; dies ist aber insoweit ein Irrthum, als Cornelius in Rom eine Anzahl junger Deutscher vorfand, welche auch ohne frühere persönliche Berührung mit ihm seine Ansichten und Grundsätze vollkommen theilten. Seine Einwirkung auf dieselben beschränkte sich lediglich darauf, daß sein anregender und viel umfassender Geist Manches in ihnen früher zur Entwicklung brachte. Denn in den Hauptzwecken waren alle jene Männer, die sich in dem zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in Rom vereint fanden, in Uebereinstimmung, so sehr sie auch später in der Methode, dieses Ziel zu erreichen, von einander abwichen, und wenn Cornelius' direkte Einwirkung auf jüngere Talente nach meiner Ansicht auch zuweilen schädlich war, da er ihnen immer sein eigenes großes Genie zutraute, so hat sich dessen indirekte Einwirkung sowohl auf seine Zeitgenossen, als auch auf das ihm nachfolgende Künstlergeschlecht von unberechenbarer Wirkung und höchst wohlthätigem Einflusse gezeigt.

Kurz nach Vollendung dieser ersten Fresken erhielt Cornelius den Auftrag, einen Saal in der Villa des Marchese Massimi in der Nähe des Lateran mit Frescobildern aus Dante's *divina commedia* zu schmücken. Da diese ihrer mäßigen Ausdehnung halber dem Künstler mehr Zeit zu tiefem Studium in Bezug auf Ausführung gegönnt haben würden, so ist wirklich zu bedauern, daß nur zwei Cartons zu dieser, seiner Anlage so genuinen Aufgabe gefertigt worden sind, welche, im Besitze des Dr. Wolter in Düsseldorf, den Beweis liefern, mit welcher Tiefe und Sorgfalt die Werke begonnen wurden; der interessante Originalentwurf in Aquarell ist im Besitze des Prinzen Johann von Sachsen.

Der ehrenvolle Ruf zu den kolossalen Werken, welche König Ludwig von Baiern in München ausführen ließ, unterbrach diese Arbeit und brachte seine Thätigkeit auf ein Feld, welches die wahren Verehrer seines Genie's ihm einige Jahre später gewünscht hätten, weil auch die größten Anlagen eine geraume Zeit zu ihrer technischen Ausbildung bedürfen. Damals wäre es möglich gewesen, die unverschuldeten Mängel seiner künstlerischen Erziehung auszugleichen. München war aber einem Treibhause vergleichbar, dessen Gärtner durch übermäßige Heizung mancher Pflanze nicht die nothwendige Zeit gönnte, sich so vollkommen auszubilden, als es, ihrer ursprünglichen Natur nach, möglich gewesen wäre. Nichtsdestoweniger sammelte sich um Cornelius ein Kreis höchst ausgezeichnete Künstler, deren Centralsonne er bildete, und auf die sein Geist mehr oder minder einen entscheidenden Einfluß ausübte. Durch diese Männer entstand zu München jener Reichthum von Kunstwerken, welche die Behauptung rechtfertigen, daß Niemand die Kunstleistungen Deutschlands kennt, der jene nicht gesehen. In verhältnißmäßig kurzer Zeit vollendete Cornelius mit seinen Gehülfen und Schülern die großen Arbeiten in der Glyptothek und Pinakothek, deren spezielle Aufzählung sich in Naglers Künstlerlexikon verzeichnet findet, und die Ludwigskirche; auch wurde er zum Direktor der Kunstakademie befördert, welcher er jedoch, seiner großen Arbeiten halber, wenig Zeit widmen konnte.

In diese Epoche fällt der Glanzpunkt seiner Wirksamkeit, welche sich weit über Baierns Hauptstadt hin verbreitete. Ein Genie seiner Art wirkt so mächtig auf seine Umgebung, reißt diese so gewaltig in seinen Ideentkreis und seine Methode hinein, daß geringere Talente leicht in den Dünkel verfallen,

Ähnliches schaffen zu wollen, und dies hat zuweilen unbecomene Karrikaturen zur Erscheinung gebracht, welche sich nur deshalb groß dünkten, weil ihr Meister groß war. Denn wir haben junge Künstler aus seiner Schule gesehen, welche mit frecher Naivität falsche Conture figurenreicher Compositionen zeichneten und dasjenige Stil nannten, was Manier war. Ungerecht wäre es aber, solche Erscheinungen dem großen Meister zuzuschreiben.

Im Jahre 1840 nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. wurde Cornelius nach Berlin berufen, um einen Cychus von Frescobildern für das zu erbauende Campo Santo auszuführen. Hier eröffnete sich ihm ein weites Feld religiöser Darstellungen, sowohl historischer als symbolischer Natur. Dem kunstliebenden Publikum sind die dazu gehörenden Compositionen bereits durch den Stich bekannt geworden. Die poetische Erfindung des Ganzen ist mithin vollendet, und wenn der Künstler auch bei der Ausführung der Cartons in Einzelheiten ändert, so sind doch die Hauptideen festgestellt. Ein Theil dieser großen Cartons ist schon vorhanden, und mit der Fortführung ist der Meister noch immer beschäftigt. Ungünstige Zeiten haben die Ausführung des Gebäudes bis jetzt unterbrochen und es bleibt allerdings zweifelhaft, ob der Schwannengesang des großen plastischen Poeten sich darin verewigen wird. Die symbolischen Compositionen für dieses Werk scheinen mir noch gelungener, als diejenigen der evangelischen Facta. Letzteren fehlt, nach meiner unmaßgeblichen Ansicht, die nothwendige Schlichtheit, Einfachheit und Innigkeit der Empfindung, ein Mangel, welcher bei ähnlichen Darstellungen selbst in dem großen Michel Angelo unverkennbar ist.

Cornelius hatte das seltene Glück, zwei königliche Mäcene

zu finden, welche seinen Geist zu würdigen verstanden, denn ohne diese hätte er vielleicht das Schicksal Carstens gehabt; durch sie vermochte er auf seine ganze Zeit zu wirken. Sowohl ihm, als allen Männern jener Zeit wäre ein doppeltes Lebensalter zu wünschen, sie würden dann erst im Stande sein, den Keim ihres künstlerischen Wesens völlig zu entwickeln, denn als sie sich schon halb müde gelaufen hatten, konnten sie erst den Weg zu ihrem wahren Ziele erkennen; sie zeigten denselben ihren Nachfolgern, welche mit ihren frischen Kräften dasselbe zu erreichen verpflichtet sind.

Es scheint mir nicht unangemessen, hier einen der berühmtesten Bildhauer der neuern Zeit zu nennen, auf den Cornelius bei seinem Auftreten zu München einen entschiedenen Einfluß ausgeübt haben mag. — Ludwig von Schwantthaler*), Sprößling einer alten Bildhauerfamilie, war noch ein junger Mann, als Cornelius seine Arbeiten in der Glyptothek, welche durchaus mythischen Inhaltes sind, begann; dieser erkannte und benutzte sogleich das erfinderische Talent des jungen Bildhauers zu den damit zusammenhängenden Relieifarbeiten, und seiner Empfehlung mag es wohl zu danken sein, daß König Ludwig und dessen Architekt L. von Klenze, ihm ungeachtet seiner Jugend den größten Theil der Relieifarbeiten übertrugen, welche die öffentlichen Bauten Münchens schmücken. Man darf wohl behaupten, daß er in dem kurzen Zeitraume seiner Thätigkeit die ganze antike Mythologie nach allen Seiten hin durchcomponirt hat, und eine solche Fülle Götter- und Heroenbilder geschaffen, wie es wenigen griechischen Künstlern gelungen sein mag. Er gleicht nach meiner Ansicht einem

*) geb. zu München 1802.

jener Ströme, die zeitweise vom Gebirge gewaltige Wassermassen herabführen, jedoch mehr noch in die Breite, als in die Tiefe gehen. Auch mögen äußere Umstände nicht wenig dazu beigetragen haben, ihm diese Richtung zu geben, denn als er mit seinen glänzenden Talenten in der Arena der Kunst erschien, galt leider das multa oft mehr als das multum, und da an seinen Ideenreichthum immer neue Ansprüche gemacht wurden, so ließ man ihm keine Zeit, irgend ein bedeutendes Werk wahrhaft tief und gediegen in Marmor auszuführen. Eine große Aufgabe folgte der andern, wodurch er zu früh genöthigt war, eine Masse von Gehülfen und Schülern bei seinen Arbeiten anzustellen. Man sieht in allen diesen immer eine schöne Intention, doch ist die Ausführung mehr oder minder mangelhaft, je nachdem die Aufmerksamkeit des Meisters oder die Geschicklichkeit der Gehülfen dabei mitgewirkt haben.

Es tritt bei so großen Bildhauerwerkstätten, wie er sie besaß, eine verhängnißvolle Wechselwirkung ein; sein liebevoller und hülfreicher Charakter wollte Niemanden gern entlassen, den er einmal zur Beihülfe angenommen hatte. Dies veranlaßte ihn, bei seinem ausgebreiteten Rufe eine unabsehbare Masse von Aufträgen immer von Neuem anzunehmen, zu denen er meist nur die ersten kleinen Entwürfe zeichnete oder modellirte.

Da er später an einem langwierigen chronischen Uebel litt, welches ihn an sein Schmerzenslager fesselte, so geht Vieles unter seinem Namen, was in Bezug auf Ausführung dessen nicht würdig ist. Am meisten zeigt sich dies bei den kolossalen Portraitfiguren, Aufgaben, bei welchen eine gediegene Ausführung von weit höherer Bedeutung ist, als die Erfindung.

In jener Epoche der Münchener Kunst scheint die Betrachtung abhanden gekommen zu sein, daß eine einzelne Statue oder Gruppe, wie wir sie aus dem klassischen Alterthum besitzen, von viel höherer Bedeutung sein kann, als viele hunderte mit einem gewissen Geschick und graziösen Linien zusammengestellte Figuren, und daß ein Künstler in einem einzelnen Werke eine Fülle wahrer Schönheit, Innigkeit der Empfindung und Reichthum der Vorstellung entwickeln kann, welche einen unauslöschlicheren Eindruck machen, als die figurenreichsten Werke.

Auch auf christlichem Gebiete soll Schwanthaler, ungeachtet seiner vorherrschenden Neigung zur antiken Mythe, sich versucht haben, doch kenne ich leider diese Arbeiten nicht.

Ein zu rascher und großer Erfolg kann für den aufkommenden Künstler eben so schädlich wirken, als ein Mangel an Aufmunterung, denn ersterer verleiht ihm eine falsche Sicherheit und einen unwillkürlichen Trieb zum Vielmachen; letzterer lähmt ihn, wenn sein Charakter und seine Liebe zur Kunst nicht sehr stark sind. Schwanthaler starb zu München in der Blüthe seines Mannesalters, allgemein betrauert.

Kaum waren diese biographischen Skizzen diktirt, als der Inspektor lachend in's Zimmer trat.

„Was stimmt dich denn so ungewöhnlich heiter?“ rief ihm der Alte entgegen.

„Als ich eben in dein Haus treten wollte,“ erwiderte jener, „begegnete mir der neue Hofrath, aus Versehen nannte ich ihn „Herr Regierungsekretär“ und ich lache noch über die Grimasse, womit er mir seine Standeserhöhung anzeigte.“

Sie sprachen noch einige Zeit über die lächerliche Erscheinung dieses Mannes, der wirklich die ganze Glorie seines höhern Ranges genoß. Es schmeichelte ihm unendlich, am Abend im Verein beim Whiffspiele jeden Augenblick an seine Staudeserhöhung erinnert zu werden, ja man sagt sogar, daß ein Kellner sein Herz gewann, weil er ihn beständig Geheimrath titulirte. Allein auch bei ihm zeigte sich, wie wenig die Ehrfucht zu befriedigen ist, denn als er an demselben Abende hörte, wie ein Subalternbeamter in der Residenz zum geheimen Hofrath ernannt worden sei, loderte sein Ehrgeiz von Neuem mächtig auf und schwankte in der Sehnsucht nach dem Geheimen Hofrathstitel oder nach einem Orden. Hierüber wird Mancher lachen, der einer Minister- oder Generalstelle, oder dem Orden des goldenen Vlieses oder gar einer Krone nachstrebt, und doch ist es nur dieselbe Leidenschaft in gesteigertem Verhältniß; denn wer von ihr erfaßt wird, leidet dieselbe Qual, und so war das Herz unseres Hofraths keineswegs ruhig, als er zur gewöhnlichen Stunde zum Abendessen in seine Wohnung zurückkehrte.

Seine Frau, nicht minder geschmeichelt von dem neuen Titel, hatte am Nachmittage in Gesellschaft ihrer jüngeren Tochter einem Damenkaffee beigewohnt. — Weniger ehrgeizig als ihr Gatte, lenkte sich ihr Streben bei der mütterlichen Zärtlichkeit nur auf die glückliche Verheirathung ihrer Töchter. Nach gewohnter Art waren in dieser Damengesellschaft zuerst die Diensthötenverhältnisse, deren Liebes- und sonstige Abenteuer abgehaspelt worden, sodann war man nach und nach in die höheren Kreise hinaufgestiegen, und nachdem alles hinlänglich durchgehechelt war, wurde die Hofrätthin durch die Mittheilung einer Dame aus der Residenz überrascht, wie des

Königs Majestät von den schönen Mädchen, in dem lebenden Bilde der Aurora, mit Entzücken gesprochen. Die Hofrätin konnte sich der Bemerkung nicht enthalten, daß ihre Töchter dabei mitgewirkt hätten, wurde jedoch noch freundiger über- rascht, als dieselbe Dame erzählte, der König habe bei der gegenwärtigen Ausstellung ein Genrebild und eine Landschaft von zwei hiesigen ausgezeichneten Künstlern, Namens Dolph und Franz, gekauft und sehr ansehnlich bezahlt. Alle Damen der Gesellschaft kamen darin überein, diese Bilder seien Meisterstücke gewesen, die ihren jungen Verfertigern große Aus- sichten eröffneten. Mutter und Tochter waren, wie natürlich, ungemein befriedigt nach Hause gekommen, wo sie die schwär- merische Henriette, die solche Gesellschaften wenig liebte, noch ganz vertieft in die Amaranth von Hedwig fanden, eine neue Dichtung, welche mit Recht das Herz eines jeden liebenden jungen Mädchens entzückt.

Die vier Personen fanden sich nun beim Abendessen zu- sammen, eine jede nach ihrer Weise in ihre Lieblingsträume versenkt. Die Hofrätin brach endlich das Stillschweigen, und da sie die schwache Seite ihres Gatten kannte, so erwähnte sie mit einiger Uebertreibung der Mittheilung der Dame aus der Residenz, legte aber ein besonderes Gewicht auf die Auszeich- nung und den Gewinn Dolph's und Franz's durch den An- kauf ihrer Bilder von Seiten des Königs. Ihr Gatte, der längst ahndete, daß seine Frau die gute Verheirathung ihrer Töchter jederzeit im Auge habe, bemerkte: „Es sind char- mante junge Leute, diese Maler, lustiger in der Gesellschaft, als unsere Referendarien, allein ihr Loos steht in der Luft, sie verdienen viel Geld, so lange sie Mode sind, dann tritt ein neuer und besserer auf und ihre Herrlichkeit ist aus.“

„Das wird doch am meisten auf sie selbst ankommen,“ bemerkte die Mutter, „sie sind wie so viele andere Stände, wie Aerzte, Advokaten, Kaufleute den Wechselfällen unterworfen, allein, wenn sie Talent haben und fleißig sind, schlagen sie sich bei mäßigen Ansprüchen immer durch.“

Die jungen Mädchen waren bei diesem Gespräche nur zu sehr interessiert; da der Hofrath dies wußte, so besprach er das stattgehabte Fest und räumte ein, so etwas könne nur von Künstlern glücklich durchgeführt werden; als er sich aber später mit seiner Frau allein befand, sagte er: „Lehnchen, du fängst immer wieder von dem Dolph und Franz an, wenn sie nur wenigstens einen Professortitel hätten! Es giebt so ein Ansehen und schafft Eingang in die gute Gesellschaft; bei unserm Vermögen müssen wir auf so etwas halten.“

„Du siehst zu sehr auf das Aeußere,“ erwiderte sie, „die jungen Leute sind nicht allein brav, sondern lezthın soll der Regierungs-Präsident selbst geäußert haben, es liefen manche Professoren in der Welt umher, die nicht halb ihr Talent und ihre Kenntnisse besäßen.“

„Dann wäre er ganz der Mann,“ fiel der Hofrath ein, „um diese Ungerechtigkeit auszugleichen.“

Die gute Frau, welche mittelst ihrer Tochter durch Dolph und Franz erfahren, daß dergleichen Titel weit eher durch Protection erworben würden, als durch künstlerisches Verdienst, sann noch lange auf ein Mittel, ihr Ziel zu erreichen, arbeitete sich ein Plänchen in ihrem Kopfe aus und fand erst spät die Nachtruhe.

Indeß waren Dolph und Franz erfreut und ermutigt von dem glücklichen Erfolge ihrer Arbeiten am Morgen desselbigen Tages nach der naheliegenden schönen Ruhrgegend aufgebrochen,

in der Absicht, dort einige Tage zu verweilen und Studien nach der Natur zu zeichnen. Auch waren sie emsig bis gegen Abend damit beschäftigt und wollten eben nach ihrem Gasthose zurückkehren, als sie einen jungen Bauer hinter seinem Pfluge stehen sahen. Es schien, als schriebe er in einem Buche, doch als sie näher kamen, sahen sie ihn zu ihrer Ueberraschung Figuren zeichnen, noch mehr aber erstaunten sie, als sie die Aufzeichnung des heiligen Abendmahles erblickten. Die heitre Abendsonne spiegelte sich in den hellglänzenden, ausdrucksvollen Augen des jungen Mannes und er erwiderte auf ihre Frage, wo er die Figuren, die er zeichne, gesehen habe: „Seht ihr sie denn nicht? Ich sehe sie alle dort in dem schönen goldenen Abendgewölke.“

„O wunderbare Kraft der poetischen Phantasie!“ rief Dolph aus, „sie sieht das in der Außenwelt, wovon die Seele in ihren innersten Tiefen erfüllt ist!“

Der junge Bauer verstand ihn nicht, sah ihn vielmehr lächelnd an und sagte: „Wenn ich die Pferde ausruhen lasse, vertreibe ich mir die Zeit mit Zeichnen.“

„Zeichnet ihr nicht auch hier die Berge und Thäler, die schönen Wälder und den sich weit hinschlängelnden Fluß?“ fragte Franz.

„Ich sehe dies gerne und es entzückt mich,“ erwiderte jener, „aber es fällt mir nie ein, es nachzuzeichnen, denn es drängen sich mir jederzeit Bilder von etwas Gehörtem oder Gelesenem auf, die mich gar nicht dazu kommen lassen.“

„So charakterisirt unser Alter die ideale Richtung,“ sagte Dolph zu Franz; „der Idealist betrachtet und liebt die äußere Welt, um die inneren Erscheinungen der Einbildungskraft durch sie zu verwirklichen.“

„So ist dieser junge Mann ein geborener Idealist!“ rief Franz. „Sonst beginnt fast jedes Kunsttalent mit der getreuen Naturnachahmung, aber hier zeigt sich eine merkwürdige Ausnahme.“

Sie ließen sich das Büchelchen geben und fanden zu ihrem nicht geringen Erstaunen eine ganze Reihe biblischer Compositionen, welche, obgleich ungeschickt gezeichnet, dennoch einen großen Reichthum poetischer Motive enthielten.

„Ihr müßt sehr belesen sein,“ hub Dolph zu dem Bauer gewandt von Neuem an, „woher wißt ihr denn dies Alles?“

„Mein älterer Bruder,“ erwiderte jener, „bei dem ich als Knecht diene, besitzt eine biblische Geschichte, worin wir jeden Abend lesen, auch hat mir der Herr Pfarrer viele schöne Kupferstiche gezeigt, welche derartige Gegenstände vorstellten.“

„Habt ihr noch mehr solche Zeichnungen gemacht?“ fragte Dolph, „ich möchte sie auch sehen.“

„Laßt mich nur diese Furche abspflügen, dann spanne ich aus, und wenn ihr Vergnügen daran findet, könnt ihr mich nach Hause begleiten, denn ich möchte euch selbst gern alle meine Zeichnungen zeigen.“ Hierauf bat er die beiden Freunde, ihm ebenfalls ihre Zeichenbücher sehen zu lassen, bewunderte ihre große Geschicklichkeit, äußerte jedoch wiederholt, es sei ihm bisher nie eingefallen, so etwas zu malen.

Die Sonne war untergegangen und Beide begleiteten ihn nach seinem einsamen Gehöfte. Sie kamen unterwegs an einer neu geweißten Scheune vorüber, auf deren Mauern Figuren in großem Maßstabe mit Kohle gezeichnet waren, welche Ereignisse aus dem Leben König Davids vorstellten. — Auf ihre Frage erzählte ihnen der Bauer, wie der Herr Pfarrer am vergangenen Sonntag früh so schön davon gepredigt, so daß

er sich am Nachmittage gedrungen gefühlt habe, diese Bilder, wie er sie nannte, hier abzumalen. „Ich stelle sie mir zwar in Farben vor, aber zum Großzeichnen habe ich nichts Anderes, als ein Stück Kohle vom Heerde, und ich muß mir doch auf irgend eine Weise Luft machen.“

Bei ihrem Eintritte ins Haus fanden sie den ältern Bruder, der sie mit seinen beiden jüngsten Kindern auf dem Arme freundlichst empfing und in eine sehr reinliche Stube führte, wo sich seine Frau mit den älteren Kindern befand. Alles athmete Ordnung, Ruhe und Frieden; die Fenster waren geöffnet, die Abendluft spielte milde durch die Weinranken, welche dieselben überschatteten, und das Ganze bot den Anblick heiterer Genügsamkeit dar. Es kamen noch ein Knecht und mehrere Mägde hinzu und der Wirth nöthigte die Fremden zum Abendessen. Er selbst betete vor und nun ging es an die Verteilung eines ungeheuren Napfes Milchsuppe und gewaltiger Berge von Zwiebelkartoffeln. — „Mein Bruder ist ein träumerischer Narr,“ bemerkte der Wirth zu dem dicken Franz, den er seines trefflichen Appetites wegen lieb gewonnen hatte. „Er ist zuweilen Abends fast gar nichts und kritzelt mit seiner Gabel auf dem Teller und hört und sieht nicht, was um ihn vorgeht. Ich dachte, es käme von zu großer Müdigkeit, dann aber nimmt er seine Lampe und geht in seine Kammer und ich höre ihn mitten in der Nacht, wenn ich aufwache, noch immer rumoren.“

Dolph aber war mit dem jungen Bauer, der Theodor hieß, so sehr in künstlerischem Gespräche begriffen, daß sie nichts von diesen Bemerkungen vernahmen. Nach dem Abendessen führte Theodor die Freunde in seine Kammer und sagte: „Wenn die Andern zu Bette gegangen sind, so fängt meine

Luft erst an, ich zeichne die halbe Nacht und meine Schwägerin schilt mich aus über den vielen Delverbrauch, sie will es jederzeit meinem Bruder sagen, doch thut sie es nie.“ Er zeigte ihnen hierauf noch eine Menge Zeichnungen, worunter sich auch Studien von Kopfbewegungen, nackten Armen und Beinen befanden, worüber Dolph ausrief: „Theodor, das müßt ihr offenbar nach der Natur gezeichnet haben.“ — „Das hab' ich auch,“ erwiderte dieser, holte zugleich ein großes Stück eines zerbrochenen Spiegels aus einer Ecke hervor und stellte es auf den Tisch.

„Wenn ich etwas nicht weiß,“ begann er, „und mir eine Stellung oder Bewegung nicht vorstellen kann, so setze ich die Lampe vor den Spiegel, kleide mich aus und zeichne sie dann nach mir selbst.“

In der That fanden die Freunde diese Studien mit vieler Genauigkeit gezeichnet und es blieb ihnen kein Zweifel über das große Kunsttalent dieses jungen Mannes. Dabei hatte er eine für seinen Stand ungewöhnliche Klarheit des Ausdrucks. Dolph sah einige Bücher auf seinem großen Tische, wovon er eins in die Hand nahm; es war Hamlet nach der alten Eschenburgischen Uebersetzung. „Wie kommt ihr denn dazu?“ fragte er erstaunt.

„Das will ich euch sagen,“ erwiderte Theodor. „Als ich vor fünf Jahren während meiner Dienstzeit zu D. in der Kaserne lag, wurden meine Kameraden mir unausstehlich. Da traf es sich, daß wir nach B. zum Manöver kommandirt wurden, ich wurde in einem Hause einquartiert, dessen Besitzer eine Leihbibliothek hielt. Da ich den Leuten in der Wirthschaft half, so gab der Hausherr, der meine Neigung erkannte, mir etwas zu lesen. Mir gefielen die Gedichte am

besten. Ich las dort ganze Nächte hindurch, Alles von Shakespeare, Schiller und anderen Dichtern, der Mann gewann mich endlich lieb und beim Abschiede sagte er: „Theodor, ich will euch diese Uebersetzung schenken.“ So kam ich in Besitz dieser vortrefflichen Werke und obgleich ich nachher manches Andere las, fand ich es im Vergleiche hiermit doch langweilig.“

„Wie kommt es aber,“ fragte Dolph, „daß ich unter allen euren Compositionen keine Darstellungen aus diesen Büchern gefunden habe?“

„Ich versichere euch,“ erwiderte Theodor, „mich zieht nichts so sehr an, als die heiligen Geschichten; mein Herz ist am meisten von ihnen erfüllt und deshalb sehe ich sie am klarsten. Was die Leute in diesen Büchern sprechen und thun, gefällt mir sehr, doch, was ich in der biblischen Geschichte lese, geht mir weit darüber, denn das ist Wahrheit, und jenes nur, was die Schreiber sich ausgedacht haben; deshalb komme ich immer zu dieser Geschichte zurück.“

Die Freunde sahen sich bei solcher Aeußerung eines Bauern verwundert an, da ihnen selbst diese Unterscheidung noch nicht eingefallen war. Jener aber fuhr fort: „Es ist höchst sonderbar, ich habe meinem Bruder und meinen Kameraden, welche doch gerne die biblische Geschichte hören, zuweilen etwas aus diesen Büchern vorgelesen, aber sie haben mich theils ausgelacht, theils nicht verstanden oder sind dabei eingeschlafen, denn sie gehen am Sonntage lieber in die Schenke oder vertreiben sich die Zeit mit Kartenspiel.“ „Dasselbe thun auch die meisten Bornehmen, nur in einer anderen Form,“ unterbrach ihn Dolph. „Deshalb habe ich mich auch,“ bemerkte Theodor, „wie eine Schnecke in mein Haus zurückgezogen,

und spreche nur mit dem Herrn Pfarrer über dergleichen Dinge."

"Wie seid ihr aber eigentlich zum Zeichnen gekommen?" fragte Franz.

"Als ich in D. war," versetzte Theodor, "stand ich immer vor den Kunstläden still und konnte von den Bildern, die an den Schaufenstern hingen, nicht weg, ja, ich hörte sogar die Trompeten nicht, die zum Appell riefen, und habe manches böse Wort von den Unteroffizieren darüber hinnehmen müssen; auch war ich recht froh, endlich wieder nach Hause zu kommen. Ich überredete einmal meinen Bruder und seine Frau, mit mir zur Ausstellung nach D. zu gehen; diese hatten zwar Freude an den Bildern, waren aber gleich mit dem Anschauen fertig, sie meinten, sie hätten genug gesehen, und wurden endlich böse, daß sie mich gar nicht aus dem Saale fortbringen konnten. Da aber war es um mich geschehen, ich gab meine paar letzten Groschen hin und kaufte mir dies Büchelchen und einen Bleistift und seit der Zeit zeichne ich, wenn ich nur irgend Zeit habe."

Die Freunde staunten über den unüberwindlichen Kunstdrang und fragten den jungen Bauer, ob er ihnen wohl einige seiner Zeichnungen anvertrauen wolle, um sie dem Akademie-Direktor zu zeigen.

"Ach Gott, was soll der Mann daran sehen; das hat ein armer Bauernkerl gemacht, der nie zeichnen gelernt," erwiederte er. "Und doch würde Mancher unter uns viel darum geben, wenn ihm solche Gedanken in den Kopf kämen," sagten Franz und Dolph.

"Das ist doch kurios!" rief Theodor aus, "die kommen mir ganz von selbst."

Indessen brach die Nacht herein und die Freunde mußten an ihre Rückkehr denken, obgleich der hinzutretende Wirth sie freundlichst einlud, die Nacht, so gut es eben ging, bei ihm zu bleiben. — Theodor, der ein großes Interesse an ihnen gewonnen, ließ sich nicht abhalten, dieselben eine Strecke Wegs zu begleiten. Sie stiegen daher den Hügel wieder hinauf, welcher sie vom Flußthale trennte, und waren höchst überrascht, als der prächtige Vollmond sich über den Horizont erhob und nach und nach die anmuthige Landschaft auf das herrlichste beleuchtete. Es ist unmöglich, die naive Begeisterung zu schildern, womit der junge Poet im Bauernkleide von den Wundern der Natur sprach. Seine Gedanken erhoben sich über dieselbe, er war, ohne es zu wissen, ein Theosoph, und zwar in so schlichten Worten, daß ein Kind seine Weisheit hätte verstehen müssen.

Der Mensch überträgt seine Empfindungen unwillkürlich auf die Gegenstände, die er anschaut. Theodor dachte an den Schöpfer und die jungen Männer dachten an ihre Mädchen, mit denen sie gerne hier in diesem schönen Mondschein gelustwandelt hätten. Daher sagte Franz: „Ihr seid nicht mehr jung, Theodor, habt ihr nicht ein hübsches Mädchel hier im Dorfe, die ihr zur Frau nehmen möchtet?“

„Es hält wohl etwas schwer,“ sagte Theodor, „sich nicht von der einen oder der andern verlocken zu lassen, es sind auch gute Mädchel unter ihnen, allein sie verstehen mich nicht und ich habe immer noch einen gewissen Glauben im Herzen, ich könnte, so wenig es auch danach aussieht, noch einmal zur Kunst kommen. Mein Bruder meint es herzlich gut mit mir, allein mein seliger Vater hat zu schlecht gewirthschaftet; doch jener hat seit vier Jahren schon so viel geschafft, daß

er lezthm sagte: Theodor, noch zwei Jahre und dann will und kann ich vielleicht etwas für dich thun, so lange aber mußt du mir treu beistehen."

"Habt Muth!" erwiderte Dolph, „Gott hat euch zum Künstler bestimmt, und ihr werdet euer Ziel erreichen.“ Sie sprachen noch lange über diesen Gegenstand und trennten sich mit dem Versprechen, sich Morgen Abend wieder hier auf diesem Felde zu begegnen.

Die Freunde brachten noch mehrere Abende auf dem Bauernhose bei der Familie Theodors zu. Sie waren erfreut über die ehrwürdigen Sitten und die Ordnung dieser schlichten Bauersleute und nachdem sie eine ganze Anzahl von den Compositionen Theodors mitgenommen, zeigten sie dieselben bei ihrer Rückkehr ihrem alten Direktor und lagen ihm an, denselben unentgeltlich in die Akademie aufzunehmen.

„Sapperment!“ sagte dieser, „das ist ein Teufelskerl, das ist wahrlich ein moderner Giotto, welchen Cimabue als Hirtenknabe seine eigenen Schafe in den Sand zeichnend fand.“

„Ein Knabe aber ist er nicht mehr,“ erwiderte Dolph, „ein Knabe aber hat auch nicht solche Gedanken.“

„Sehr wahr,“ erwiderte der Alte, „aber sagt mir mal, wie alt ist er denn?“

„Acht und zwanzig Jahre,“ erwiderte Dolph.

„Das ist kein Spaß!“ rief der Alte, „bedenkt es wohl, was ihr verlangt; allerdings steckt in diesem Burschen ein großer Künstler, allein das größte Genie bedarf vier bis fünf Jahre, bevor es im Stande ist, sich nur einigermaßen verständlich dem Publikum gegenüber zu äußern. Was wir aus einem ungeschickten Conture begreifen, versteht noch kein Laie!“

„O, Sie sollten ihn nur sehen!“ rief Dolph, „Sie sollten ihn nur hören!“ rief Franz, „Sie würden nicht schwanken.“

„Bedenkt es wohl,“ fiel der Alte ein, „ihr nehmt einen Mann von seinem Pfluge, der, wenn er auch eine Sehnsucht nach der Kunst im Herzen trägt, doch, wie ihr ihn selbst schildert, ruhig und friedlich sein Dasein verbringt. Ihr werft ihn vielleicht zu spät in eine Laufbahn hinein, die ihrer Natur nach eine unbefriedigte Sehnsucht mit sich führt. Denn gerade das, was er in der Kunst will, bedarf am meisten der Resignation; es sind diejenigen Gegenstände, welche den Künstler, der sie schafft, jederzeit unbefriedigt lassen, und wer steht euch dafür, ob er sich auch nur einigermaßen kunstgemäß ausdrücken wird.“

Trotzdem daß der Alte die äußeren und inneren Hindernisse, die völlige Unbemitteltheit Theodors auseinandersetzte, beharrten die jungen Männer dennoch auf ihrem Gesuche; sie erbaten sich, Theodor in ihre Wohnung aufzunehmen, versicherten, daß ihm binnen Kurzem ein akademisches Stipendium verliehen werden müsse, da sie außerdem Studien nach nackten Theilen von ihm gesehen, die sein großes Talent für die Naturnachahmung bezeugten.

„Bis jetzt,“ sagte der Alte, „kann ich aus dem Mitgebrachten nur das entschiedene dichterische Talent erkennen. Die Zeichnungen beweisen eine großartige Auffassung des Gegenstandes, eine Schlichtheit der Empfindung, wie sie dem heiligen und erhabenen Vorwurf angemessen ist, allein es ist ein weiter Weg vom ersten Contur zum vollendeten Bilde, und es gehört viel Charakter dazu, um mit solcher Einbildungskraft die trocknen Studien von Anatomie und Perspective, in so vorgerücktem Alter, durchzumachen.“

„Er wird Alles überwinden!“ rief Dolph, „er hat im Schweiß seines Angesichts arbeiten gelernt. Er thut es, wie sein Bruder sagt, jeden Tag und weiß seine Pflicht um Gotteswillen zu erfüllen.“

„Nun denn auf eure Gefahr;“ versetzte der Alte, „was ich hier erkenne und sehe, zeigt mir eine Seele, die der reinsten Begeisterung fähig ist; liebt er die Kunst nächst Gott am meisten, so wollen wir ihn sehen durchzuschleppen; ich habe es schon mit weit geringer Befähigten glücklich zu Stande gebracht.“

Franz nahm seinen Hut und empfahl sich. — Dolph schien noch etwas auf dem Herzen zu haben und blieb. Er wollte zu sprechen beginnen, stockte aber und erröthete, bis der Alte freundlich äußerte: „Sie scheinen mir verändert, lieber Dolph, ich weiß, Sie verschleudern Ihre Zeit und haben doch vom Publikum die vollste Anerkennung.“

„Ich mache mir selbst Vorwürfe,“ erwiderte Dolph, „doch meine Gedanken sind sehr von einem Gegenstande, der außerhalb der Kunst liegt, eingenommen und mein Herz möchte Ihnen gerne vertrauen.“

Der Alte unterbrach ihn lachend: „O, ich kenne euch, junge Herren, Herzensklemme oder Geldklemme oder beides zusammen. Ich hasse Beichten der Art, doch bei Ihnen mache ich eine Ausnahme, sprechen Sie mir daher frei Ihre Wünsche aus.“

Dolph faßte Muth und entwickelte nun sein Verhältniß zu Henriette; er schilderte die lächerliche Ehrsucht und den Hochmuth ihres Vaters und endigte damit, daß er ohne den Professortitel nicht zum Ziel seiner Wünsche kommen möchte.

„Mein Gott, mein Gott!“ rief der Alte, „was ist das für eine Welt! Nicht der Künstler, wie er ist, sondern wie er

titulirt wird, verschafft ihm Geltung. Wie viele Professoren laufen in der Welt umher, die Ihnen nicht das Wasser reichen.“

„Wir Künstler unter uns,“ bemerkte Dolph achselzuckend, „geben auch nicht viel darauf, aber“

„Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach ihn der Alte lebhaft, „die deutsche Welt ist ein großes Philisterthum, sie verlangt ein Zeichen der Anerkennung von Oben und traut ihm mehr, als den eigenen Augen. In Italien ist dies anders, jeder, der ein tüchtiges Bild hinstellt, heißt Professore. Der Titel hängt dort vom Bilde ab, nicht das Bild vom Titulirten.“

„Wahrlich, mich treibt keine falsche Ehrfucht!“ rief Dolph feurig, „sondern nur die innigste Zuneigung.“

„Schon gut, schon gut,“ unterbrach ihn der Alte, den Nichts mehr langweilte, als Liebeshändel der Jugend, deren Flüchtigkeit er kannte. „Lassen Sie mich machen; Sie verlangen weder ein Amt noch ein Gehalt, meiner Erfahrung nach sind Titel, selbst Orden zu erreichen, Geld allein ist fast unerreichbar.“

„Das schaffe ich mir,“ rief Dolph feurig, „ich verstehe meine Bilder in Gold umzusetzen.“

Hierüber ließen sich der Inspektor und der Kunstgelehrte melden, welche den Alten zum Spaziergange abholen wollten. Dolph empfahl sich nach nochmaliger Versicherung der Berücksichtigung seiner Herzenswünsche und die drei alten Knaben setzten sich in Marsch.

„Wir sind ein merkwürdiges Kleeblatt,“ begann der Gelehrte, „du, Alter, mußt in der Mitte gehen, denn du kannst nicht sehen; der Inspektor geht links, denn rechts hört er nur, und wir alle Drei segeln piano vorwärts, denn mein

dicker Wanst versetzt mir den Athem und mein Pedale ist schwach."

„Ja,“ erwiderte lachend der Alte, „unsere Dreiheit macht erst einen vollkommenen Menschen.“

„Das geht noch,“ fiel der Inspektor ein, „denn manche Dreitheiten bilden oft nur ein vollkommenes Vieh.“

„Das ist ein hartes Urtheil,“ versetzte der Alte, „doch es ist Blaumontag und du magst wohl einigen betrunkenen Handwerksburschen in den Wurf gekommen sein.“

Sie gingen an einem Bilderladen vorüber, an dessen Schaufenster ein neues Heft der Schinkelschen Baudenkmale ausgestellt war. Die Freunde bemerkten dies und der Alte sagte: „Ein merkwürdiger Mann dieser Friedrich Schinkel^{*)}. Er gründete unter der vorigen Regierung durch sein großes Kunstgenie eine neue Epoche in der Architektur.“

„Und fand,“ fiel der Gelehrte ein, „in dem hochseligen Könige einen Beförderer und Beschützer. Die Zeit war seinem Streben günstig, die großen Kriege waren siegreich vollendet, die Monarchie war hergestellt und der König hatte auf seinen Reisen erkannt, daß die Künste zur Verherrlichung solcher Zeiten nothwendig sind. Die Nation erholt und erhebt sich an Denkmälern der Baukunst, sie bilden gleichsam die steinernen Panniere ihrer Größe. Glücklich der Herrscher, der dies erkennt, glücklich der Künstler, der solchen Herrscher findet! — Die Ueberzeugung Schinkels, daß die bildenden Künste sich der Architektur anschließen müssen, war gewiß richtig; aber ich fürchte, er hat dies Princip übertrieben, und jenen zu wenig Selbstständigkeit gegönnt, er brauchte sie nur als eine Decoration.“

*) geb. 1781 zu Neu-Ruppin.

„Dies ging aus der Art seines Genius hervor,“ versetzte der Alte, „er war nicht allein Architect, sondern seine reiche Phantasie machte ihn ebenfalls zum Figuren- und Landschaftsmaler; auch besaß er in letzterem Fache eine bedeutende Ausbildung. Da er es sehr liebte die Compositionen der zu verzierenden Wandflächen selbst anzugeben, so konnte er selbstständige Bildner weniger brauchen, als tüchtige Executoren seiner Erfindungen. Sein Einfluß war daher weit größer auf die Ornamentik aller Gattungen, als auf die Bildhauer und Maler von eigenthümlicher Genialität.“

„Nichtsdestoweniger,“ bemerkte der Gelehrte, „möchte er doch auf die Plastik seiner Zeit mehr eingewirkt haben, als auf die Maler; sein Geist hatte eine ganz antike Richtung und seine Erziehung fiel in eine Zeit von durchaus rationeller Ausbildung. Das Griechenthum ging ihm über Alles, jedoch war es lebendig in ihm, und er verstand es meisterhaft zu seinen Zwecken zu benutzen. In seinem Geiste war nichts Todtes, dies zeigen unzählige seiner Werke, in welchen auf das geistreichste antike Formen zu modernen Zwecken verarbeitet worden sind. Seine Biographie von Kugler hat darüber Alles gesagt, was gesagt werden kann.“

„Das Griechenthum war seine Wahl;“ bemerkte der Alte, „sein universeller Geist hatte, wie wir aus seinen Erfindungen sehen, auch alle andern Baustile durchforscht; nicht Unkenntniß, sondern freiwilliger Entschluß kettete ihn an diese Richtung. Er hielt die vollendete Schönheit der Form für das Alleinige und Höchste, auch nannte er aus diesem Grunde den Künstler den wahren Priester.“

„Wenn diese Ueberzeugung nach christlicher Anschauungsweise auch keine vollkommene ist, so lag sie doch ganz im

Geiste seiner Zeit," bemerkte der Gelehrte, „und wo ist der Mann, der sich völlig davon frei zu halten weiß? Auch reicht sie nach meiner Ansicht vollkommen aus für die Erbauung von Palästen, Theatern und Museen; denn wenn sich gleich in den Baustilen christlicher Epochen günstige Elemente auch für solche Bauwerke finden lassen und von manchem nach ihm folgenden Architekten glücklich benutzt worden sind, so möchte er doch wohl von keinem derselben, in dieser Beziehung, übertroffen worden sein. Was den Kirchenbau betrifft, so war der in dieser Sphäre glücklich schaffende Geist nicht allein ihm, sondern seiner ganzen Zeit leider größtentheils abhanden gekommen. Erst in den späteren Jahren seines Lebens, in welchen seine geistige Richtung eine feste und abgeschlossene war, regte sich dies Bedürfniß.“

„Für ihn vielleicht zu spät," sagte der Alte, „er war ein durchaus edler Charakter, zu wahr, um mit etwas zu spielen, was nicht aus seiner eigenen tiefsten Ueberzeugung hervorging; zu groß, um mit christlichen Empfindungen zu romantisiren; zu sehr Künstler, um nicht zu wissen, daß man nur mit Glück dasjenige wiedergiebt, was man stark und innig zu empfinden vermag.“

„Man kann sich bei Betrachtung solcher Charaktere," äußerte der Gelehrte, „einer wehmüthigen Empfindung nicht enthalten. Wenn er nicht glauben konnte, die christliche Offenbarung enthalte die ewige Wahrheit, so hatte dieser große Genius vollkommen Recht, so zu sein, wie er war; denn der natürliche Geist des Menschen hat für seine Erzeugnisse noch keine vollkommnere Form gefunden, als die griechische; für seine rein irdischen Zwecke reicht sie völlig aus. Hier war eine abgeschlossene Kunst, und Schinkels schaffender Geist mußte sich

damit begnügen, sie nur in Bezug auf Baumittel und Klima den modernen Bedürfnissen anzupassen; dies Ziel aber hat er wie kein Anderer erreicht. Ein Anderes ist es jedoch, wenn von den übernatürlichen Bedürfnissen der menschlichen Seele die Rede ist, welche das zu jener Zeit vielfach verkannte Christenthum in die Welt gebracht hat. Alle Bauwerke zu „christlichen Zwecken“ würden nie lebendig aus seinem Geiste hervorgegangen sein, ja, stets nur das Gepräge glücklicher Reminiscenzen getragen haben, weil ihrem Erfinder selbst das lebensvolle Element mangelte, aus welchem diese nur mit Erfolg hervorgehen können.“

„Um ein gerechtes Urtheil zu fällen,“ bemerkte der Kunstgelehrte, „muß man vor Allem die Bedingungen abwägen, unter welchen ein Künstler seine Ausbildung erhält. Wenn dessen Wirksamkeit in eine Zeit fällt, in der die Intelligenten fragen: „Wozu überhaupt noch Kirchen im neunzehnten Jahrhundert?“ in eine Zeit, wo die Vergötterung der menschlichen Vernunft oder vielleicht besser des menschlichen Ich als der letzte Zweck erscheint, so ist nichts natürlicher, als daß derselbe Geist eine Richtung annimmt, die von der christlichen Anschauung abführt; wie viel er selbst dabei verschuldet, muß man lediglich dem Urtheile Gottes überlassen.“

„Die Meisten bedenken den Spruch nicht: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich,“ sagte der Alte, „denn sie haben weder den Muth zu dem Einen noch zu dem Anderen und schwanken innerlich fortwährend; doch ist für den Logiker die Entscheidung eine Nothwendigkeit.“

„Weil die Welt in ihrer Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, so hat es Ihm gefallen, durch eine thörichte Predigt diejenigen selig zu machen, welche daran glauben;

(Paulus I. Kor. I, 21.) unterbrach ihn der Gelehrte, „dies wird aber Niemandem schwerer zu begreifen, als dem gebornen Denker. Der Verstand sträubt sich dagegen, um Christi Willen sich für einen Thoren halten zu lassen; so täuscht sich der Mensch in solchen Zeiten sehr leicht, er betrachtet Heiden- und Christenthum wie nothwendige Phasen der Entwicklung des Menschengeistes, denen insgesammt die absolute Wahrheit abgeht. Sie sind ihm mehr oder minder schöne Mythen, aus welchen der poetische Geist des Künstlers dasjenige auswählt, was ihm zu seinen Zwecken zu passen scheint.“

„Wenn solche Ueberzeugung,“ bemerkte der Alte, „in einem einzelnen hochbegabten Menschen auch denkbar ist, so begreift man doch nicht, wie sie die große Masse dafür empfänglich machen wollen; namentlich der Künstler wird nie dahin gelangen, durch bildliche Vorstellungen solche Ideen zu verbreiten. Die Entwicklung des menschlichen Geistes, wie sie in der Vorhalle des Berliner Museums symbolisirt erscheint, kann nur derjenige verstehen, der mit der griechischen Mythe genauer vertraut ist; volksthümlich können solche Darstellungen, selbst bei der besten Durchführung unmöglich werden; ein Gleiches läßt sich von den meisten Darstellungen sagen, welche Schinkel zur Verzierung seiner Bauwerke angegeben hat.“

„Fast möchte ich glauben,“ bemerkte der Gelehrte, „daß dennoch in der in Bezug auf die Schinkelschen Compositionen erwähnten Vorhalle ein volksthümlicheres Titelblatt für den Inhalt des sich ihr anschließenden Gebäudes möglich gewesen wäre.“

„Nun, laß mal hören,“ sagte der Alte.

„Hätte man nicht,“ fuhr jener fort, „unsere heiligen Urkunden, die doch noch mehr im Volke leben, als die griechische

Mythe, den Bildern der Vorhalle zu Grunde legen können, denn sie enthalten ebenfalls die Ausbildung des menschlichen Geistes, wenn auch nicht ausdrücklich in Bezug auf die bildende Kunst, welche die Juden freilich aus Furcht vor dem Götzendienste der sie umgebenden Völker verwarfen. — Hätte sich nicht ein geistreicher Erfinder nach dem Beispiele Dante's und anderer großen Dichter in Betreff der vorchristlichen Darstellungen helfen können, indem er die griechische Mythe mit den alttestamentarischen Darstellungen verwob und wäre nicht der Inhalt des Museums, dessen besserer Theil aus Bildern der christlichen Aera besteht, noch deutlicher in der Vorhalle verkündet, ja die Fortbildung des menschlichen Geistes noch umfassender bezeichnet worden, wenn die Geschichte der christlichen Kunst mit darin aufgenommen wäre?"

„Du meinst also,“ erwiderte der Alte, „man hätte auf den byzantinischen, romanischen, gothischen, sogar auf den Renaissancestil hindeuten sollen?“

„Nicht allein das,“ versetzte jener, „man hätte die Perioden des Giotto, der Mediceer, der großen deutschen und niederländischen Kunst darin aufnehmen müssen, denn auch sie gehören der Ausbildung des Geistes in Bezug auf Schönheitsgefühl an.“

„Ob man für die Berliner verständlicher gewesen wäre, weiß ich zwar nicht,“ erwiderte der Alte, „auch zweifle ich, ob Schinkel alle diese Epochen für ein wahres Fortschreiten menschlicher Bildung hielt. Wie der Gedanke einmal dort verwirklicht worden ist, bildet er ein Ganzes und es ist nur das Mangelhafte in seiner Ausführung zu bedauern.“

„Es möchte wohl überhaupt schwer sein, in einer Zeit, wie die unsrige nun einmal ist, populäre Gegenstände für die

bildende Kunst zu finden. Die griechische Mythe kann für die Massen nie eingebürgert werden," bemerkte der Gelehrte, „die biblischen Gegenstände haben für die Mehrzahl auch wenig Interesse; was im Volke lebt, ist moderne Geschichte; ihre großen Helden und Staatsmänner, sowie die mit ihnen verknüpften Begebenheiten sind ihnen theuer, jedoch ist das Kostüm ihrer Zeit für die Plastik in höchstem Grade ungünstig. Soweit dies möglich war, haben zuerst G. Schadow und später in noch umfassenderem Maße E. Rauch sogar diese Schwierigkeiten überwunden, welches auch von den Geringsten im Volke dankbar anerkannt worden ist.“

„Was der Mensch lieben soll, muß er verstehen," sagte der Alte, „die griechischen Götterbilder bleiben dem Volke unverständliche Allegorien; die im Winter mit Schnee bedeckten nackten Figuren nehmen sich in unserem Klima auch curios genug aus und ich erinnere mich, als Kind bei meiner lebhaften Phantasie den Herkules, welcher den Nessus erschlägt, herzlich bedauert zu haben, wenn ich über die nach ihm benannte Brücke in die Schule ging. Günstigere Stoffe würden immer noch die halbmythischen Helden, wie der Roland, die Ritter der Tafelrunde, die Haimonskinder und dergleichen bilden, weil sie mit der christlichen Vorstellungsweise näher verwandt sind.“

„Ach, auch dies ist ihnen fremd geworden," sagte der Inspektor, „die moderne kritische Philosophie hat eine so populäre Ausdrucksweise gefunden, und ist so tief in die Massen eingedrungen, daß die Poesie, welche in früheren Zeiten im Volke lebte, gänzlich verschwunden scheint. Nur die Darstellung des wirklichen Lebens und oft nur die platteste Prosa desselben übt noch einen Zauber auf sie aus.“

„Das ist eine verzweifelte Ansicht,“ sagte der Alte, „und ich werde mich nie derselben hingeben; mag der Kreis klein sein, in welchem die Begeisterung für das Heilige und Schöne lebt, ganz verschwinden kann er nicht. Haben die Massen auf einem Punkte den Sinn dafür verloren, so wird es auf anderen Punkten keineswegs der Fall sein; überdies ist unter den höheren Ständen in neuester Zeit eine merkwürdige Reaction eingetreten, so daß sehr Viele unter diesen erkannt haben, daß im spekulativen Denkvermögen allein kein Heil zu finden ist.“

„Wenn auch,“ bemerkte der Gelehrte, „der überwiegende Einfluß der Zeit in Bezug auf Schinkel nachtheilig eingewirkt haben mag, so muß man dennoch das große Verdienst anerkennen, welches er auf die Vervollkommnung und Ausbildung der Baugewerke, ja, auf die ganze Ornamentik jener Zeit ausgeübt hat. Sein Einfluß auf die Stiftung und Richtung des Gewerbe-Institutes zu Berlin war von der größten Bedeutung und hat selbst in die Formen der gewöhnlichsten Gegenstände einen schönen und passenden Geist gebracht. Außerdem hat er eine neue Theatermalerei erschaffen, Panoramen sowie Decorationen aller Art haben durch ihn eine bisher noch nie gesehene Vollkommenheit errungen. Seine bedeutendsten Bauwerke sind zu Berlin und Potsdam und deren Umgebungen und verkünden seinen Ruhm den spätesten Nachfolgern. — Auch im Privatleben war er ein musterhafter Mann von der strengsten Rechtlichkeit; liebevoll und leutselig gegen Jedermann. Er starb 1841 und hinterließ eine Schule von Architekten, die, wenngleich nicht mit seinem großen Geiste begabt, dennoch die Verschönerung Berlins und seiner Umgebungen in seinem Sinne fortsetzen.“

Im Verlaufe des Gespräches berührten die Freunde drei

Epochen Berlins, welche sich durch merkwürdige Monumente auszeichnen. Die Geschichte dieser Hauptstadt ist neu, sie beginnt in ihren Kunstdenkmälern im Anfange des verfloffenen Jahrhunderts unter Friedrich I.

Dieser Zeit gehört auch Andreas Schlüter, ein großer Bildhauer und bedeutender Baumeister*). Er baute den schönsten Theil des Berliner und Potsdamer Schlosses und decorirte diese und andere Gebäude mit ausgezeichneten Bildhauerarbeiten. Sein Genie überwand den zu seiner Zeit herrschenden schlechten Geschmack, obgleich es nicht ganz davon unberührt blieb. Sein Baustil näherte sich dem des Palladio und Vignola; am ausgezeichnetsten aber erscheint sein Geist in der bronzenen Reiterstatue des großen Kurfürsten, und wie groß sein plastisches Genie war, leuchtet daraus hervor, daß trotz des willkürlichen römischen Kostüms und der Allongeperücke das Volk seinen Helden vollständig darin erkannte, was doch nur durch die Kraft und innere Harmonie der Darstellung erreicht sein kann. Außerdem ist das Piedestal, an welchem vier kolossale nackte Slaven angebracht sind, zu der Reiterstatue in außerordentlich schönem Verhältnisse. Sollten nicht vielleicht die von Schinkel angegebenen Piedestale ein zu hohes Verhältniß zu den Standbildern haben? — Auch die Masken im inneren Hofe des Zeughauses, verwundete und sterbende Krieger darstellend, sind von großem künstlerischem Werthe. Italienische und französische Einflüsse sind jedoch in allen seinen Werken unverkennbar.

Die zweite Epoche, und zwar in sehr ausgedehntem Maßstabe, beginnt unter der Regierung Friedrichs des Großen.

*) geb. 1662 zu Hamburg.

Man wird unwillkürlich bei der Anschauung der durch ihn hervorgerufenen Bauwerke zu der Betrachtung hingerrissen, daß selbst in der Zeit des schlechtesten Geschmacks dennoch ein großes Genie im Stande ist, einen glücklichen Hauptentwurf eines Gebäudes aufzufinden und eine passende Situation dafür auszuwählen. Von der Großartigkeit des Hauptentwurfes seiner Prachtbauten geben die Terrassen und das Schloß von Sanssouci, das neue Palais mit der gegenüberliegenden Colonnade, der Palast des Prinzen Heinrich (jetzige Universität), das Opernhaus und die St. Hedwigskirche Zeugniß. Nur die Bibliothek macht leider eine Ausnahme. So manierirt und überladen, ja oft theatralisch auch die Einzelheiten an diesen Gebäuden sein mögen, so bilden sie doch schöne und imposante Massen, und zeugen von dem großen Geiste ihres Bauherrn.

Dasselbe läßt sich von seinen vielfachen Park- und Gartenanlagen sagen. — Sein vorzüglichster Baumeister war Wenceslaus Freiherr von Knobelsdorf (geb. 1697), welcher den Militärdienst verließ, um sich der Malerei und Baukunst zu widmen. Er trat in königliche Dienste und war der Hauptleiter aller königlichen Bauten. Obgleich er ohne Zweifel ein großes Talent besaß, so konnte er sich doch nicht von dem damals in Europa ganz überwiegenden französischen Einfluß freihalten, vermied aber nichtsdestoweniger den Rococostil, welcher erst in der obenerwähnten Bibliothek in seiner vollen Abgeschmacktheit hervortritt. Weniger glücklich war der große König in der Beförderung der Bildhauer- und Malerkunst, denn, obgleich er mit bedeutenden Summen berühmte französische Künstler der damaligen Zeit ins Land zog, so ist doch nichts von ihnen einer besonderen Erwähnung werth. Dagegen wurden

sehr werthvolle Ankäufe sowohl von Bildern alter Meister, als auch von antiken Statuen, welche noch jetzt einen Haupttheil des Berliner Museums ausmachen, unter seiner Regierung gemacht.

Die dritte aber und bisher glänzendste Epoche der monumentalen Baukunst beginnt nach der glücklichen Beendigung der Kriege im Jahre 1815 unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. Ungerecht wäre es jedoch des prachtvollen Brandenburgerthores nicht zu gedenken, welches unter seinem königlichen Vorgänger durch den Architekten Langhans, einen zu seiner Zeit hochgefeierten Künstler, erbaut worden ist. Obgleich man diesem Bauwerke den Vorwurf einer Nachahmung der Propyläen macht, wird man schwerlich irgendwo einen prachtvolleren Stadteingang finden. Ueberdies hat es durch die schöne Quadriga, die von den Franzosen nach Paris entführt, von den Preußen aber zurückgeholt wurde, den Charakter eines Monumentes ächt preussischen Patriotismus erhalten. Da indeß die berühmtesten Künstler dieser Epoche und deren Werke den Hauptinhalt dieses Buches ausmachen, so scheint eine besondere Charakteristik hier überflüssig.